

USA: Präsidentschaftsbewerber Michael Dukakis 1

Ein Sparfanatiker will ins Weiße Haus

Der Kandidat der Demokraten präsentiert

sich für die Vorwahlen als kühler Wirtschaftsmanager im Sinn einer „Neuen Sachlichkeit“

Von unserem Redaktionsmitglied Josef Joffe

A22+2 Bio
Des Moines, im Oktober

Ein Arbeitstag im Leben des Kandidaten Michael D. beginnt um 6.55 Uhr in der Halle des Savery Hotels von Des Moines, fünf Minuten vor dem ersten Auftritt um 7 Uhr. Zwar wartet das „Frühstücksforum der Demokratischen Partei Iowas“ bloß auf der gegenüberliegenden Straßenseite. Doch für die 40 Meter haben seine Strategen vorsorglich 300 Sekunden festgesetzt. Michael Dukakis, Gouverneur von Massachusetts und zur Zeit der inoffizielle *frontrunner* der Demokraten, wird sich dem Parteivolk an diesem Freitag noch weitere sechsmal präsentieren, und die minutiöse Marschordnung darf nicht ins Rutschen geraten. Selbst der Pausengang aufs Klo ist eingeplant – mit 900 Sekunden. Der Tag endet erst kurz vor Mitternacht bei Hot Dogs und Hamburgern auf dem Jahrmarktsplatz von Des Moines – nach einer 400-Kilometer-Rundreise durch das Land der Schweinekoben und Maiskolben im Herzen Amerikas.

In seinem Heimatstaat nennen sie den 53-jährigen Dukakis „Michael den Guten“. Massachusetts steht nicht nur für Kennedy, Harvard und *Mayflower*-Aristokratie; politisch war es jahrzehntelang in Erbpacht der „irischen Mafia“, die nach alter Sitte herrschte: mit Vetternwirtschaft, Filz und Korruption. Der Prädikats-Absolvent der Elite-Schulen Swarthmore und Harvard gewann die Gouverneurswahlen von 1974 als „Kandidat der Rechtschaffenheit“ und räumte dann auf – als cooler Manager und Sparfanatiker, der mit der U-Bahn zur Arbeit fährt, seine Hemden selbst wäscht und im Vorgarten Tomaten (Sorte *Early Girl*) hochzieht.

Sohn griechischer Einwanderer

Massachusetts war Mitte der siebziger Jahre auch ein Fall wie Bremen und das Saarland: der sieche Enkel der ersten Industrierevolution, dessen Schuh- und Textilfabriken von Billigimporten aus der Dritten Welt überrollt wurden. Doch die zwölf Prozent Arbeitslosigkeit von damals sind heute auf 2,5 Prozent zusammengeschrumpft. Der *Duke* (wörtlich: „Herzog“) rechnet sich das Wirtschaftswunder als seine „einzigartige Stärke“ an. „Ich bin der Kandidat, der sich in der Wirtschaft auskennt. Ich bin ein Vollbeschäftigungs-Demokrat.“ Im Januar 1989 will Dukakis mit diesem Kapital ins Weiße Haus einziehen – als Sohn bettelarmer griechischer Einwanderer, der noch heute im „Stop-and-Shop“

Supermarkt automatisch „No-name“-Produkte aus dem Regal zieht.

Doch vor dem Weißen Haus und dem eigentlichen Wahlkampf stehen in Amerika die *primaries*, die Vorwahlen – ein mörderisches Rennen. In der Bundesrepublik bestimmt der Parteitag; in Amerika sind der Preis der Nominierung Tausende von Meilen im Flugzeug und im Auto, ungezählte Nächte in obskuren Kleinstädten, Hunderte und Aberhunderte von Auftritten in Privathäusern und Hotels, auf Viehmärkten und in Universitäten. Und der Bundesstaat Iowa ist die erste, vielleicht entscheidende Etappe.

Hier wird sich im Februar zeigen, wer von den sechs demokratischen Anwärtern die magische Qualität des *momentum* besitzt, wer die Meute hinter sich läßt und wer für zu leicht befunden wird. Das Urteil wird in *Caucus* gefällt, einer basisdemokratischen Institution ohne Beispiel, wo das Wahlvolk nicht bloß (wie in fast allen anderen Bundesstaaten) per anonymen Wahlzettel den Kandidaten kürt, sondern sozusagen im „Hammelsprung“. Am 8. Februar versammeln sich die Parteiaktivisten von 2500 Bezirken in einer Schule, im Gemeindesaal oder in irgendeinem Wohnzimmer, um mit ihrem Körper zu wählen, offen und sichtbar für jedermann: die Dukakis-Leute in einer, die Anhänger der fünf Rivalen in jeweils einer anderen Ecke.

„Wer Iowa schafft, ist zwar noch lange nicht der Sieger“, sagt David Schoenbaum von der Iowa-Universität, „aber wer hier untergeht, wird auch im Parteikonvent scheitern.“ Das zeige die jüngere Geschichte. Jimmy Carter, der Unbekannte aus Georgia, hat hier 1976 seinen Durchbruch erlebt; 1980 verwelkten in Iowa die Ambitionen von Ted Kennedy; 1984 zeichnete der *Caucus*-Sieg von Walter Mondale seinen Triumph auf dem Parteitag vor. Der Grund, so Schoenbaum: „Iowa repräsentiert nicht nur das geographische, sondern auch das politische Zentrum Amerikas. In der Rangordnung der 50 Staaten liegt Iowa bei fast allen wichtigen Indikatoren etwa auf Platz 25.“

Die Vorwahlen sind ein einsames, brutales Geschäft. In der Bundesrepublik organisiert die Partei den Wahlkampf; in den *primaries* muß der Prätendent die Partei in offener Feldschlacht gegen seine Rivalen organisieren. Es reicht nicht aus, den Führungsklüngel zu überzeugen; es gilt die Millionen für sich zu gewinnen, die sich als Demokraten oder Republikaner in die Wahllisten eingetragen haben. (Parteibücher gibt es nicht.) Die Kandidaten müssen sich „ihre“ Partei innerhalb der Partei selbst schaffen, in jedem einzelnen der 50 Bundesstaaten, und das Zauberwort heißt „Organisation“.

Anne Day ist einer der „Generäle“, welche die Dukakis-Kampagne in Iowa führen. „Im Mai war ich zum erstenmal hier; mein Operationsgebiet ist der dritte Kongreß-Wahlbezirk, ein Sechstel des Staates. Vom Zentralkomitee der Partei habe ich mir die Namenslisten der Aktivisten besorgt. Dann habe ich den Distrikt auf der Suche nach Helfern systematisch abgegrast – von der Kleinstversammlung in der Eisdiele bis zur Sitzung des Grafschafts-ZK.“ Sie ist Teil eines Generalstabs von 35; manche kriegen ein Gehalt, viele bloß 20 Dollar am Tag für den knappen Lebensunterhalt, die meisten – junge Leute um die zwanzig – manchen es umsonst.

Und doch kostet der Vorwahlkampf Millionen. Im Geldbeschaffungsgeschäft hat Dukakis alle seine Rivalen nach Längen geschlagen, doch weit gefehlt, wer glaubt, daß in Amerika das große Geld den Sieg erkaufte. Tausend Dollar sind die Maximalsumme, die das Gesetz erlaubt. Wer da, die Dukakis, allein in den ersten drei Monaten 4,2 Millionen aufgetrieben hat, muß etwas haben, was im Wahlvolk den richtigen Ton anschlägt. Deshalb mutmaßt auch Roger Stone, ein Stratege der Republikaner: „Ich glaube, daß Dukakis unser gefährlichster Gegner ist.“

Was er nicht hat, ist Charisma. Selbst das Händewedeln haben ihm seine Berater verboten („Dann ist er sein eigener schlimmster Feind“); bei einer ersten Podiumsdiskussion haben sie ihm gar Klebeband auf den Tisch gespannt, damit seine Hände auf der Platte blieben. Jetzt hält er die Hände hinter dem Rücken verschränkt. „Dukakis verkörpert die ‚Neue Sachlichkeit‘“, sagt Walter Dean Burnham vom M.I.T. in Cambridge, eine der großen Gestalten in der amerikanischen Politikwissenschaft, und er sagt's auf deutsch. „Nach der ideologischen Mobilisierung unter Reagan wollen viele jetzt einen kompetenten Manager.“

Mag sein, und auf jeden Fall hat sich der zweifach wiedergewählte Gouverneur längst als erstklassiger Sachwalter bewiesen. „Ihm fehlt aber der Saft“, urteilt ein anderer Weggenosse, und die Iowa-Demokraten, die dem „Duke“ bei Rührei (morgens um sieben) oder bei Würstchen (abends um sieben) zuhören, scheinen ähnliches zu spüren. Sie diskutieren mit ihm, aber zelebrieren ihn nicht. Es gibt Zustimmung, aber keine Begeisterungstürme. Zu ausgewogen ist die Botschaft, zu unterkühlt der Stil. „Ich bin zwar ein Träumer und Idealist“, verkündet der Kandidat, „aber ich bin auch ein nüchterner Politiker.“ Auf Fragen antwortet er gern ausgiebig, manchmal so sehr, daß die ersten Zuhörer nach der zweiten Tasse Kaffee das gemeinsame Frühstück verlassen. Er redet viel, aber sagt's vorsichtig – nach dem alten amerikanischen Wahlkampfmotto: „Wenn du's nicht sagst, kann dich niemand dafür hängen.“

Mit Ideologie nichts zu tun

Seine Hauptbotschaft ist die miraculöse Wiedergeburt von Massachusetts. „Ich bin der Gouverneur eines Staates, der vor zwölf Jahren ein Krüppel war – mit der zweitgrößten Arbeitslosenrate, mit dem größten Haushaltsdefizit im ganzen Land. Jetzt sind es nur noch zweieinhalb Prozent, was beweist, wieviel wir schaffen können, wenn wir einen Präsidenten hätten, der...“ Wie hat er es geschafft? Das Rezept heißt „aggressive wirtschaftliche Entwicklungspolitik“ und „Partnerschaft“.

Dem Besucher aus Deutschland erklärt er es so: „Vor einiger Zeit besuchte mich eine Delegation aus Baden-Württemberg, das ja nicht nur ein

High-Tech-Land ist. Im Gegensatz zu Massachusetts, wo die Textilindustrie tot ist, hat Baden-Württemberg noch immer eine solche, und zwar eine sehr gute. Wieso, wollte ich wissen. Die Antwort war: Wir haben ein Textil-Institut mit 1000 Ingenieuren und Technikern, die forschen und entwickeln und so Wachstumsimpulse vermitteln. Seit wann, fragte ich. Mein Gesprächspartner grinste und antwortete: seit Bismarck.“

Derlei fehle eben in Amerika – ein Staat, der sich aktiv in die Wirtschaft einmischt, der Gelder aus einem „Strategischen Investmentfonds“ bereitstellt und „Schlüsselinvestitionen in arbeitsplatzschaffende, wirtschaftsstärkende, öffentlich-private Partnerschaften in hilfsbedürftige Bundesländer und Regionen lenkt“. Ist das klassische sozialdemokratische Wirtschaftspolitik? „Das hat nichts im Ideologie zu tun; das ist die Realität.“ Aber es ist reichlich diffus – was guten Grund hat: Gemäß dem „Amerikanischen Traum“ soll ein jeder nach seiner Fassung selig und reich werden, nicht am Gängelband des Großen Bruders Staat.

Auch weiß Dukakis, wie tief die „Reagan-Revolution“ inzwischen verwurzelt ist. Angesichts einer Boom-Wirtschaft, deren Arbeitslosigkeit mehrere Prozentpunkte unter dem europäischen Durchschnitt liegt, ist mit dem Staat in der Wirtschaft nicht viel Staat zu machen. Zumal auch die Kritiker längst an dem Massachusetts-Wirtschaftswunder made by Dukakis zweifeln. „Es war nicht wirklich ein Mirakel“, urteilt der M.I.T.-Forscher David Birch. „Von 1982 bis heute ist die Zahl der Arbeitsplätze in Massachusetts um 12,2 Prozent gewachsen, die in Neu-England insgesamt um 13,1 Prozent, und in ganz Amerika um 11,9 Prozent.“ Will sagen: „Michael der Gute“ war etwas weniger gut als die Nachbarstaaten und gerade 0,3 Prozent besser als das ganze Land. Überdies hat Massachusetts ganz besonders von

Reagans „Rüstungs-Revolution“ profitiert: Inzwischen hängt hier jeder fünfte Industriejob vom High-Tech-Waffengeschäft ab.

Deshalb mag auch Dukakis' konservative Botschaft besser beim Publikum ankommen. Die Kehrseite des Reagan-Booms ist ein Budget-Defizit von 170 Milliarden Dollar. Und so hämmert der „Duke“ den Leuten, den Farmern wie den Studenten, immer wieder ein: „Ich bin neun Jahre lang Gouverneur gewesen, und neunmal habe ich dem Parlament einen ausgeglichenen Haushalt vorgelegt.“ Ob er denn auch Steuern anheben wolle? Da weicht Dukakis mit einem ebenso eleganten wie originellen Manöver aus: Die Steuermoral sei schwach im Land; da „sind leicht noch 110 Milliarden Dollar zu holen“, wenn der Fiskus richtig zupacke.

Auch will der „Gute Michael“ kräftig durch Abrüstung sparen, was freilich die Konservativen, zumal im Süden des Landes, kaum um sein Banner scharen wird. In der Innenpolitik temperiert Dukakis seine linksliberalen Instinkte mit der „Neuen Sachlichkeit“, die kühles Managertum und fiskalische Disziplin anstelle von hochfliegenden Visionen setzt. In der Außenpolitik aber steht links von Michael Dukakis nur noch der radikale Schwarzen-Führer Jesse Jackson. Wo Reagan die US-Navy in den Golf schickt, will Dukakis lieber der UNO die Arbeit überlassen. „Wozu brauchen wir 12 000 strategische Waffen, wenn schon 300 ausreichen, um die Sowjetunion zu vernichten?“ fragt er die Studenten im Grinnell College. Er lehnt SDI und Contra-Hilfe ab; er will Amerika mit den „Kräften des Fortschritts“

verbünden; er erhofft Großes von Gorbatschow. „Er will nicht den einsamen Cowboy spielen, sondern die Idee der Partnerschaft, auch auf die internationale Politik übertragen“, sagt sein Programmdirektor Chris Edley, der sich für die *primaries* von der Harvard-Jurafakultät hat freistellen lassen.

Im *New York Magazine* aber schreibt der Dukakis-Beobachter Joe Klein: „Er redet wie jemand der glaubt, daß die ganze Welt wie Massachusetts ist – voller vernünftiger Menschen, die sich nur zusammensetzen müssen, um alle Probleme zu bereinigen.“ Den deutschen Besucher fragt Dukakis: „Wäre es nicht schön, eines Tages in einer Welt zu leben, in der alle Konflikte friedlich gelöst werden?“ Einer seiner Berater, der Harvard-Professor Albert Carnesale, gibt zu: „Die Innenpolitik beherrscht er, in der Außenpolitik ist er noch mitten im Lernen.“ Ein anderer Harvard-Berater murmelt von „Naivität“, die es noch mit den „*hard facts*“ zu temperieren gelte. Tatsächlich will so manches nicht zusammenpassen – zum Beispiel Dukakis' Spartrieb, den er mit der atomaren Abrüstung befriedigen will, und seine Begeisterung für high-tech-konventionelle Streitkräfte (die leider viel teurer sind als Atomwaffen). Der SZ vertraut Dukakis an: „Gerade nach einem Mittelstrecken-Abkommen, darf es keinen (konventionellen) Rückzug aus Europa geben.“

Freilich bescheinigt niemand dem „Duke“ mangelnde Lern- und Kompromißfähigkeit, am wenigsten seine Frau Kitty, deren Eltern sich kurz vor Hitlers Machtübernahme in Berlin kennengelernt haben. Sie ist Jüdin, er ist griechisch-orthodox – und die Kinder wuchsen sowohl mit dem Pessach- als auch mit dem Osterfest auf. Temperamentvoll und willensstark, bekundet sie, das Gegenteil von ihrem asketischen Mann zu sein: sie kaufe, rauche und trinke zuviel. Trotzdem hat sie sich gegen den einst als arrogant und selbstgerecht verschrienen Einser-Juristen durchgesetzt: Als der über den Gouverneursflügel im Bostoner State House ein Rauchverbot verhängte, blieb eine einzige Enklave: das Büro-Zimmerchen der Frau Gemahlin. 3